

Christoph Pola

Negroni

und andere Erzählungen

agenda

Kleine Reihe Literatur | 9

Christoph Pola

Negrone

und andere Erzählungen



agenda Verlag
Münster
2013

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2013 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel.: +49(0)251-799610, Fax: +49(0)251-799519
www.agenda.de, info@agenda.de

Layout, Satz & Umschlaggestaltung:
Katharina Lührmann, Marisa Jürgens, Farina Heilen

Redaktion: Susann Christ
Umschlagabbildung: www.photocase.com © willma
Druck & Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-508-1

Inhalt

Negroni

Herkunft	9
Die Verwandlung	17
Premiere	21
Doktorspiele	25
Berg frei	30
Katzenmusik	36
Kontakt	41
Fremdkörper	46
Rauchen kann tödlich sein	50
Feind hört mit	54
Die Welt ist Klang	58
Schlußstricher	63
Caffè freddo	65
Kulinarisches Theater	67
Global denken	70
Der Ausrutscher	76
Flucht	78
Das goldene Zeitalter	80
Die schwarze Messe	81
Der Höllensturz	85
Gutenachtgeschichten	92
Der Weg ist das Ziel	101
Entrückung	104

Kleinere Erzählungen

Blindgänger	109
Nichts	115
Popnovelle	120
Passiert – notiert	126
Die Rückkehr aus dem Hades	133
Shitstorm	137
Tourette	142
Ein Märchen	145

Negroni

*So wenig das regressive Hören ein Symptom
des Fortschritts im Bewußtsein der Freiheit ist,
so jäh vermöchte es doch umzuspringen,
wenn jemals Kunst in eins mit der Gesellschaft
die Bahn des immer Gleichen verließ.*

Theodor W. Adorno

Herkunft

Philipp Waldmann wurde am 26. Mai 1956 in Rottweil geboren. Sein Vater, Heinrich Waldmann, hatte Pharmazie studiert und war Apotheker. Seine Mutter Christine, geborene Regius, hatte nur den Volksschulabschluß und war eine einfache Hausfrau, was sie nicht davon abhielt, ihrem Mann die Geschäftsbücher zu führen. Philipps zweiter, für ein Kind aus katholischem Elternhaus ungewöhnlicher Vorname lautete Hektor und erklärte sich aus einer Vorliebe der Mutter für die griechische Sagenwelt.

Philipp war kein Wunsch-, sondern ein Pflichtkind, denn in jener Zeit wurde Kinderlosigkeit noch als Mangel empfunden. Der Unwille des Vaters, nach seiner Prägung durch Hitlerjugend und Krieg zivile Umgangsformen zu erlernen, und die Kälte der Mutter waren für den kleinen Philipp prägende Erfahrungen. Das elterliche Zuhause glich einem Kasernenhof. Dabei war Philipp kein sonderlich renitentes Kind; renitent wurde die Zeit um ihn herum: die frühen sechziger Jahre. Auf die beginnende Pluralität der Lebensstile waren seine Eltern nicht vorbereitet. Ihr Erziehungsziel sahen sie im Ausmerzen jeder Art von Normabweichung, so wie sie es kennengelernt hatten. In den Eltern als der angeblich schutzgewährenden Instanz die eigentliche Bedrohung erkennen zu müssen, vor der es keinen Schutz mehr gab, war die Lebensgrunderfahrung des kleinen Philipp.

Die elterliche Nachkriegsflucht in einen formelhaft-starren Katholizismus brachte das Häßlichste hervor,

was ihre Erziehung zu bieten hatte: eine Verquickung kleinbürgerlicher Moral mit Versatzstücken des christlichen Glaubens. Für Philipps Eltern war Gott ein Druckmittel, der verlängerte Arm ihres Willens, ein Wächter, der jedes kindliche Fehlverhalten in sein großes Buch schrieb, um später abzurechnen. Aber es lag gerade an der Bedrohlichkeit seines Elternhauses, daß Philipp religiös wurde und die Kirche bei den sonntäglichen Meßbesuchen als eine Gegenwelt empfand. Zuhause war alles dunkel, eng und bedrückend, der Kirchenraum dagegen groß und hell, seine Luft durchdrungen von Weihrauch, Kerzenschein und dem Widerhall gregorianischer Melodien. Das Sonnenlicht flutete herein und ließ einen farbigen Abglanz der Kirchenfenster an den Säulen und auf dem Boden entlangwandern – ein Schönheitsfleck, dessen Spur das Kind aufmerksam verfolgte. Außerdem gefiel es Philipp, seine Eltern hier als Gebeugte zu erleben. Wenn sie beim Meßbesuch wie alle anderen niederknieten, so war dies ihr erster Autoritätsverlust, und daß sie ebenfalls zur Beichte gingen, stellte ihn mit seinen Eltern auf eine Stufe: Vor Gott waren sie nicht besser als er, und allein dadurch empfand er die Existenz Gottes als tröstlich.

Zuhause versuchte er, mit Buntstiften auf weißem Papier, das von den Kirchenfenstern gebündelte Licht nachzuzeichnen. Auch die langen weitgeschwungenen Melodien des Gregorianischen Chorals blieben in seinem Gedächtnis: Tonfolgen, mit denen er in Gedanken weiterspielte. Er dehnte, verkürzte und variierte sie, wie es ihm gerade recht erschien. Im elterlichen Wohnzimmer befand sich ein altes Klavier. An diesem Instrument

stand er und spielte seine Melodien, wobei er das rechte Pedal gedrückt hielt, um den kirchenartigen Nachhall zu erzeugen. Zunächst spielte er nur auf den weißen Tasten und erschrak, als der erste schwarze Ton hinzukam. Dann wurde er neugierig und mischte weiße und schwarze Töne miteinander. Er setzte sich ans Klavier, nahm die linke Hand hinzu und fing an, seine Melodien mit Bordunquinten zu begleiten. Als ihn das nicht mehr befriedigte, dachte er sich andere Stimmverläufe aus. Die Musik nahm ihn immer stärker gefangen und wurde zur eigentlichen Gegenwelt. Wenn der Lebensalltag ihm Schmerzen und Kränkungen zufügte, fand er Trost in seinen Melodien. Die Mutter konnte ihm – als Disziplinarmaßnahme – Stifte und Zeichenblock wegnehmen. Sie konnte ihn in der Besenkammer einsperren. Die Töne blieben ihm, die er in immer neuen Konstellationen wie Perlen auf eine Schnur zog.

Er bekam Klavierunterricht und begann, seine Musik zu notieren. Im elterlichen Wohnzimmer stand ein Plattenspieler, der abends in Betrieb gesetzt wurde, wenn Philipp schlief. Die Musik weckte ihn, und am nächsten Tag versuchte er, sie auf dem Klavier nachzuspielen: Opernarien, Instrumentalstücke. Tagsüber hörte seine Mutter Schlager und Operettenmelodien, deren Verlauf er – auch wenn ihm die Stücke unbekannt waren – schon im Voraus wußte. Das war enervierend und bestärkte ihn in seinem Entschluß, sich ein eigenes Radio zu wünschen. Seine Eltern empfanden den Wunsch als unangemessen, bis Philipp ankündigte, dafür auf alle künftigen Geschenke zu verzichten.

Und so stand eines Tages das Transistorradio vor ihm. Er trug das Gerät in sein Zimmer, drehte auf der Suche nach Sendern am Rädchen und stieß zwischen Textbeiträgen und langweiligem Geplärr plötzlich auf eine atemberaubende Tonwelt, die nur aus Klangflächen zu bestehen schien, eine ganz schwerelose Musik, deren Ausdruck zwischen Heftigkeit und großer Zartheit hin- und herwechselte. Das Herz klopfte ihm vor Aufregung. In dieser Musik gab es eine ungeheure Erlebenstiefe. Sie vermied rhythmische Gleichförmigkeit, wörtliche Wiederholungen und entwickelte sich beständig weiter. Eine wahre Sturzflut musikalischer Gedanken brach über ihn herein. Er notierte er sich den Namen: Arnold Schönberg – und den Werktitel: Variationen für Orchester. Er merkte sich die UKW-Frequenz des Senders, der das Konzert übertragen hatte, und in der Tageszeitung fand er Hinweise auf das kommende Radioprogramm, die er sich ebenfalls herschrieb.

Zur passenden Uhrzeit schaltete er nun das Radio ein, auf der Suche nach weiteren Hörerlebnissen. Oft wurde normale Musik übertragen, in der Art, wie er sie vom Klavierunterricht her kannte. Aber mit großer Verlässlichkeit kam auch etwas aus der rätselhaften Klangwelt, die ihn so gebannt hatte. Die Eltern lagen schon und schliefen, die Wanduhr schlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenstern sauste der Wind. Philipp lag im Bett und hielt sich das Radio ans Ohr. Was für andere der erste Kuß gewesen sein mochte, waren für ihn die Hornrufe aus der Symphonie opus 21, ‚Pierrot lunaire‘ und die hohe Fagottmelodie aus ‚Le sacre du printemps‘. Er lernte, Unterschiede herauszuhören: Bei

Strawinsky und Bartók war der Rhythmus ganz entfesselt, während die Harmonik im Bereich des Vertrauten blieb; bei den Wiener Komponisten – Berg, Schönberg, Webern – schien die harmonische Entwicklung keine Grenzen zu kennen, und die kontrapunktische Fülle war atemberaubend. Er lernte, musikalische Gedanken nachzuvollziehen, Episoden als Insistenz auf etwas Besonderem zu hören, dessen Bedeutung sich aus dem weiteren Verlauf ergab. Er lernte, in der Aufeinanderfolge der vieltönigen Akkorde komplexe Harmonieverläufe zu hören, die sich aus der Fülle realer, in sich thematisch eigenständiger Stimmen ergaben – eine Kontrapunktik, die in der Arbeit mit gewaltigen Klangschichten gipfelte, deren Wiedergabe seinen kleinen Radioapparat überforderte.

Er versuchte, die Höreindrücke auf dem Klavier nachzuspielen und stieß damit auf wenig Gegenliebe. Seine Mutter hielt sich die Ohren zu, sein Vater sprach von Kulturbolschewismus. Auf dem Klavier durfte Philipp diese Musik nur spielen, wenn seine Eltern außer Hauses waren. Auch der Klavierlehrer war nicht begeistert. Er meinte, Philipp sei zu jung für diese Tonwelt, und ließ ihn dissonanzenreiche, aber noch immer tonale Spielmusik üben. Das war ein Näherungswert, der Philipp auf die Dauer nicht befriedigte. In der Stadtbücherei fand er die sechs kleinen Klavierstücke opus 19. Er lieh sich die Noten aus und brachte sie mit in den Unterricht. Da nahm der Lehrer seine Begeisterung ernst und erzählte ihm, daß solche Musik in der Hitler-Zeit nicht gespielt werden durfte, weil Schönberg ein Jude war – und seine Musik zu anspruchsvoll für die Faschisten.